

AM ENDE DER WELT

Als Claras Wagen mit einem dumpfen Donnern aus dem Motorraum und einem plötzlich leer durchgehenden Gaspedal am Straßenrand ausrollte, wusste sie, dass sie nicht mehr rechtzeitig zum Weihnachtsabend bei ihrem Vater ankommen würde. Sie hatte seinen vorwurfsvollen Tonfall bereits im Ohr, wenn er sie auf ihr Zuspätkommen ansprechen würde oder einfach nur, stumm, seinen tadelnden Blick, während sie noch die Handbremse anzog, so dass das Automobil knirschend im Schotter der Bankette zum Stehen kam und sie sich erschöpft in den Fahrersitz zurückfallen ließ.

„Ich werde rechtzeitig kommen“, hatte sie zu ihm gesagt. „Ich bin noch immer überall rechtzeitig gekommen“, hatte sie nachgesetzt, weil er in seiner patriarchalischen Ignoranz einfach über ihre Worte hinweggegangen war, weil er sich nicht trennen konnte von ihrem Bild, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war oder zumindest von dem, was der Lauf der Zeit aus dieser Vorstellung geformt hatte. Er kenne sie schließlich schon länger als sie sich selbst, er kenne sie seit ihrer Geburt und von ihrer frühesten Kindheit an, und da manifestiere sich der Charakter des Menschen am deutlichsten, und er habe sie schon gekannt, als sie noch im Mutterleib gelegen sei, noch vor jedem Moment ihres eigenen Bewusstseins.

Und stets klang da so etwas wie ein Vorwurf an, wenn er von ihrem Charakter sprach oder von ihrer Unpünktlichkeit als kleines Mädchen, so als wäre da immer noch etwas Unzulängliches, etwas fertig

Auszubildendes, Mutterleibsbedürftiges an ihr, für das sie sich schämen müsste.

„Ich bin pünktlich“, hatte sie ihm am Telefon versichert, aber er hatte einfach weitergeredet. „Ich war auch bei Mutter immer pünktlich zum Weihnachtssessen in Stuttgart“, hatte sie gesagt, aber sie hätte ihre Mutter wohl besser nicht erwähnen sollen, denn mit dem Verweis auf die Vergangenheit kamen auch all deren Verwerfungen wieder hoch – die langjährigen Streitigkeiten und die ebenso langwierige Scheidung, weil man sich auf keinen Prozessort hatte einigen können und schließlich die Trennung: Während ihr Vater wieder nach Spanien zurückgegangen war, hatte ihre Mutter sie mit zu ihren Großeltern nach Stuttgart genommen, weil sie noch unmündig zur eigenständigen Entscheidung gewesen war. Auch deshalb schämte sie sich gegenüber ihrem Vater, selbst wenn die Emanzipation von ihrer Mutter etwas später ebenso konfliktbeladen für sie gewesen war, und sie schämte sich für die Weihnachtsabende, die sie stets in Deutschland verbracht hatte mit dem Gedanken an Spanien, ohne sich in einer der beiden Welten heimisch zu fühlen.

Aber das hatte sich geändert, als sie ausgezogen war und zu arbeiten angefangen hatte, im Büro einer Spedition in Denzlingen bei Freiburg, und von da an hatte sie die Feiertage stets für sich alleine verbracht.

Nur dieses Jahr war es anders, weil ihr der Vater einen Brief geschrieben hatte. Er war noch sehr altmodisch, er schrieb noch Briefe. Es gehe ihm schlecht, hatte er geschrieben, und er habe so eine Ahnung, dass alles zu Ende gehe. Er hatte ihr Leid getan und sie hatte ihn angerufen und hatte ihm für den Jänner, für die spanischen Weihnachtsfeiertage zugesagt.

Genau das war sein Wortlaut gewesen: *Er habe so eine Ahnung, dass alles zu Ende gehe.*

Sie werde mit dem Auto kommen, dann sei sie auf jeden Fall pünktlich, hatte sie versucht, seinen Vorwürfen und ihrem Schamgefühl den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es sei nicht so weit. Zudem habe sie damit gleichzeitig so etwas wie eine Urlaubsreise, etwas anderes könne sie sich im Moment ohnehin nicht leisten. Sie werde die Autobahn nehmen, über Mülhausen und Besançon und Lyon hinunter in den Süden und von dort aus weiter: an Nîmes und Montpellier und Toulouse vorbei in Richtung Biarritz und damit in Richtung spanischer Grenze. Von dort aus gehe es weiter durch die Pais Vasco und Cantabria, immer entlang der Küste bis in die Principado de Asturias. Bis Torrelavega, wo die Autobahn vorerst zu Ende sei, und von dort aus wolle sie dann über die Küstenstraße weiter fahren, es sei dann nicht mehr weit, über San Vincente de la Barquera und Colombres bis nach Infiesto, wo der Vater wohne.

Doch es war anders gekommen. Bereits bei Colombres hatte man die Küstenstraße in Richtung Llanes abgesperrt und den Verkehr weiträumig umgeleitet. Dichter Nebel oder Regen verhinderte eine Weiterfahrt auf der bekannten Strecke, was um diese Jahreszeit – so erklärte ihr einer der Signalmänner geduldig – nichts Ungewöhnliches sei. Die warmen Strömungen aus der Biscaya und dazu der kalte Wind, die Westwinddrift vom Atlantik her, brächten um den Jahreswechsel regelmäßig die wundersamsten Niederschläge über die nördlichen Provinzen, und ein einfacher und lang anhaltender Wasserguss sei da noch das Harmloseste. Gleichwohl machten sie die Straßen für einige Tage unpassierbar.

Der Signalmann empfahl ihr, in die Berge auszuweichen, dort sei alles noch geschützter und sie biss sich auf die Lippen und verfluchte insgeheim ihre Entscheidung, mit dem Auto zu fahren und nicht doch einfach das Flugzeug zu nehmen, weil sie wusste, dass dieser Umweg mit Sicherheit eine nicht wieder einzuholende Verspätung nach sich ziehen würde. Der Vater würde sie wie immer tadeln oder sich über ihr chronisches Zuspätkommen ärgern und sie würde sich schämen und das vielleicht bis an ihr Lebensende.

Dann war ihr der Wagen abgestorben, ohne dass sie genau wusste, wo sie überhaupt war und all ihre Pläne für die Weihnachtsfeiertage und ihre Wünsche für eine versöhnte, für eine auf der Gleichwertigkeit von Vater und Tochter aufbauende Beziehung zwischen ihnen beiden waren hinfällig geworden.

Clara stieg aus dem Wagen. Die Nebel der Küste schienen mit gierigen Fingern allmählich auch an das Gebirge zu fassen, an die Felsstöcke und Ablagerungen und Dolinen des Peña de Cerredo, doch so dicht wie unten im Tal waren die Schwaden hier heroben noch nicht. Sie konnte durch die Dunstschleier hindurch eine Ortschaft erkennen, vielleicht in zehn Minuten Fußmarsch Entfernung, die sich in derselben Farbe des Berges gegen dessen Felswände duckte. *Las Arenas* stand auf dem Ortschild, als sie den Eingang zur Stadt erreichte. Keiner war auf der Straße zu sehen, obwohl es wochentags war und früher Nachmittag.

Clara ging die Hauptstraße entlang, die die Ansiedlung quer zum Hang durchlief und sie so in eine Oberstadt und eine Unterstadt trennte. Ab und zu konnte sie über die Dächer der Unterstadt hinweg sehen, wo diese allzu tief in den Steilfall hinein gerutscht waren, aber weder das

Tiefeland noch das Meer jenseits der Küstenstraße waren zu erkennen. Nur träge, graue Wolken hingen darüber.

Als Clara an einer Tankstelle vorbeikam, blieb sie stehen. Sie suchte eine Zeit lang zwischen den Zapfsäulen und in den angeschlossenen Werkstatthallen nach Hilfe, nach einem Mechaniker oder ähnlichem, doch die Hallen waren leer und der Vorplatz der Tankstelle schien ebenso ausgestorben wie die Hauptstraße und die gesamte Stadt an sich. Lediglich im dem Tankstellenrestaurant sah sie Licht und Bewegung, vorüberhuschende, sie misstrauisch durch die Gardinen des Schaufensters hindurch beobachtende Schatten, und sie fühlte sich mit einem Mal so fremd, wie sie sich sonst immer nur in der seltenen Gegenwart ihres Vaters gefühlt hatte.

Sie beschloss, das Lokal trotzdem zu betreten. Es war ein sonderbares Amalgam aus Bar und Tapasbude, reichlich schmutzig und über allem, so war ihr, lag die Aura des Niedergangs. Der Verlassenheit. Des Aufgegebenenseins, die bereits zuvor beim Anblick der Stadt nach ihr gegriffen hatte.

An der Bar saßen drei Männer in Arbeitskleidung und tranken Bier oder blättern desinteressiert, ohne zu lesen, in einem Stapel Zeitungen, der an einer Ecke des Tresens aufgetürmt lag. Hinter der Bar stand eine Kellnerin, vielleicht um die Vierzig, aber dennoch bereits mit dem Ausdruck einer unendlichen Verbrauchtheit, einer alles eintrübenden Müdigkeit gezeichnet, die sie bis an ihr Lebensende nie mehr würde abschütteln können.

Als sie eintrat, verstummte die Musik aus dem Radio. Clara grüßte auf Spanisch, aber keiner erwiderte ihre Geste.

„Mein Auto steht unten an der Straße“, meinte sie dann, ohne eine bestimmte Person anzusprechen. Augenblicklich wandten sich vier Gesichter nach ihr um, und weil ihr die so unerwartete Aufmerksamkeit, die ihre Bemerkung hervorgerufen hatte, mit einem Mal Unbehagen bereitete, setzte sie schnell nach, dass sie vermutlich einen Motorschaden oder so etwas ähnliches habe, wenn sie sich auch keinen Grund für dieses technische Versagen denken könne.

Dann nutze es ihr wenig, sagte einer der Männer in Arbeitermontur und jeder der vier wandte sich wieder seiner Beschäftigung von vorhin zu: dem lustlosen Überfliegen der Zeitung. Dem Trockenwischen der Gläser aus dem Spüler unter der Theke, oder einfach nur der düsteren Versenkung in die Farbe der Flüssigkeit vor sich im Glas. In die Farbe des Alkohols.

Clara war sich nicht sicher, wie sie diese Antwort deuten sollte.

„Können Sie mir helfen?“ setzte sie nach, „Kann ich meinen Wagen hier reparieren lassen? Ich muss unbedingt noch heute Abend in Infiesto sein.“

Etwas wie ein wortloses Gelächter kam von den Lokaleinwohnern.

Sie wollen mir nicht helfen, dachte Clara. Sie ignorieren mich einfach, weil ich fremd bin, oder wegen meines deutschen Akzents, oder weil sie hier alle Frauen ignorierten. Wie die Kellnerin. Wie ihre Mutter, die stets unter der Teilnahmslosigkeit des Vaters gelitten hatte, und später auch wie sie selbst: unter dem Gefühl der Unzulänglichkeit, das sie jedes Mal für sich selbst empfand, wenn er ihr begegnete, und sie müsse erst wachsen, müsse erst auf grundsätzlich anderen Beinen stehen, ehe er ihr ein wenig von seiner Aufmerksamkeit zukommen lasse.

Sie hätte ihm das einmal sagen sollen, dachte sie, aber sie hatte sich niemals dazu durchringen können. Lediglich bei der Absicht war es geblieben; war sie verhaftet geblieben, wieder unvollendet, wieder unzulänglich. Selbst dazu hatte sie nicht genügt und dennoch: Sie hätte es ihm einmal sagen wollen.

Etwas wie eine kindliche Trotzigkeit überkam sie und sie beschloss, sich hier, in der Heimat, im Vaterland des Vaters, nun erst recht zu behaupten. Sie setzte sich neben den drei Männern an die Theke und bestellte einen Kaffee, den ihr die Kellnerin auch tatsächlich zubereitete. Ihre Handgriffe verrieten keinerlei Eile.

Clara holte aus ihrer Handtasche ein Päckchen Zigaretten hervor, das sie noch in Denzlingen gekauft und sich selbst zum Wachbleiben während der Autobahnfahrt verordnet hatte. Sie machte sich eine Zigarette an und startete dann durch die Gardinen hindurch zum Fenster hinaus, auf den Vorplatz der Tankstelle und die ersten Häuser der Oberstadt, wie sie sie nannte, als gebe es dort etwas zu sehen. Es war ihr unangenehm, der Kellnerin beim Arbeiten auf die Finger zu schauen oder gar mit einem der drei Männer in Arbeitsmontur auf Tuchfühlung zu gehen. Sie wusste nicht, wie sie auf ihre Blicke reagieren würden.

Der Nebel, oder die Wolken aus der Biscaya, hatte inzwischen die Höhe von *Las Arenas* erreicht, zumindest glaubte sie das so, denn es war merklich dunkler geworden in der Straße draußen und, wie sie meinte, auch ein wenig kälter.

„Der Nebel wird sehr dicht“, meinte Clara mehr zu sich selbst als zu den anderen, um sich für einen Augenblick von der beklemmenden Stille in

dem Restaurant freizu trampeln. „Wenn das Wetter nicht besser wird, werde ich wohl bis morgen früh nicht mehr von hier fortkommen.“

Ihre Worte traten dasselbe sonderbare Gelächter los wie vorhin.

„Nebel ...“, lachte der, der am untersten Ende der Bar am weitesten von ihr entfernt saß und blickte dabei nur stumm in sein Bierglas.

Die Kellnerin stellte ihr den Kaffee hin und einen Aschenbecher, und sah sie aus weit aufgerissenen Augen an, beinahe so, als zweifle sie an Claras Verstand.

„Die Straße nach Westen ist schon längst zu“, sagte sie dann, „da kommen sie nicht mehr durch. Alles: Cangas de Onís, Arriendas, Castiello, alles schon längst im Nichts versunken. Da führt für Sie kein Weg mehr hin.“

„Nebel ...“, lachte der im rückwärtigen Raum der Bar immer noch, und Clara spürte ob seines Spottes etwas wie Wut, aber zugleich auch ein unauslöschliches Schamgefühl in sich wachsen. Dann musste sie wieder an den Signalmann unten an der Küstenstraße denken, der ihr erzählt hatte, dass diese Verbindung unbefahrbar sei und der sie über den Umweg ins Gebirge geschickt hatte. Auch ihm gegenüber, so kam ihr nun wieder, hatte sie von dem Nebel gesprochen und auch in seinen Augen war dabei ein befremdender Ausdruck gestanden.

So sonderbar habe er sie angesehen, dass sie einen Moment lang die Hand durch die geöffnete Scheibe nach draußen gehalten habe, hinaus in den Dunst und tatsächlich sei ihr der Nebel ungewöhnlich dicht und masseträchtig vorgekommen. Beinahe, so dachte sie nun, war es als greife sie durch eine Wand von Wasser und der Signalmann spreche nur noch aus dessen Tiefe herauf zu ihr, vom Grund des Ozeans aus und der

Geruch nach Fisch und Muscheln und Seetang schien ihr noch stärker, als er ihr selbst in Strandnähe jemals vorgekommen war. Fast so, als atme auch sie plötzlich durch das Wasser hindurch, rückgratlos geworden, gliederlos und stattdessen Kiementräger und in eine schuppige Fischhaut gefasst.

„Seltsam“, dachte sie und nahm einen tiefen Zug von der Zigarette, fast so, als wolle sie sich versichern, dass sie noch Luft holen könne. Sie fragte die Kellnerin, ob sie eine der Zeitungen vom Stapel am Tresen durchschauen dürfe, weil ihr mit einem Mal noch sonderbarer zumute war als zuvor und der Zwang, sich abzulenken, in ihr immer stärker wurde. Sich aus dem Schmutz und der beklemmenden Nichtssagenheit im Inneren des Etablissements davonzustehlen, und sei es auch nur in die vorgeschobene Lektüre eines Lokalblattes.

Wieder tauschten die vier anderen Blicke untereinander aus, von denen sie sich ausgeschlossen und auf sonderbare Weise, jeder Möglichkeit zum Einspruch beraubt, entwertet fühlte. Weil sie keine Antwort bekam, stand sie auf und nahm die Zeitung, die ganz oben auf dem Stapel lag. Derweil begann es zu regnen.

Von Zeit zu Zeit schlug der Regen gegen das Fenster, so dass sie sich erschreckt herumdrehte und doch nichts mehr dahinter erkennen konnte als eine allmählich im Schlammbraun des Niederschlags verschwindende Stadt. Sie konnte das Prasseln des Wassergusses auf dem Vordach der Tankstelle hören und direkt über ihrem Kopf, am Dachgestühl des Restaurants. Sie musste an ihr Auto denken und fragte sich, ob sie das Dachfenster gut verschlossen hatte. Es könnte sonst

hineinregnen und zusätzlich zum Motor wären auch noch die schönen Lederbezüge der Sitze ruiniert.

Sie warf einen Blick in die Zeitung und fand sich auf einmal in den Wetterseiten des Blattes wieder. Der Regen war darin ebenso wenig angekündigt wie der Nebelstau unten an der Küste. Sie suchte nach dem Datum der Zeitung, aber da war keines. Nicht einmal eine Ausgabennummer war da oder ein Verlagsort.

Die Kellnerin schien ihrem forschenden Blick gefolgt zu sein, denn plötzlich beugte sie sich zu ihr über den Tresen und legte die Hand auf das Papier. Eine grob geformte und ungepflegte Hand war das.

„Wo ist das Datum?“ fragte Clara einigermmaßen verwirrt.

„Ist doch gleich, was die Zeitungen schreiben“, antwortete die Kellnerin und zog ihr, völlig unerwartet, mit einem knappen Ruck die Zeitung unter den Augen fort. Sie tat sie zurück auf den Ablagestapel und Clara fühlte sich mit einem Mal noch kleiner und noch tiefer gedemütigt als jemals zuvor.

„Bis ans Lebensende“, dachte sie und dann fiel ihr der Vater wieder ein, der unten im Tiefland saß, unter derselben Wolkendecke, die auch ihr nun nach und nach über den Kopf wuchs. So gebrechlich hatte er am Telefon gewirkt, so gebrechlich irgendwie auch seine Handschrift in dem Brief, und zugleich immer noch so unnahbar, so unfamiliär ihrer Unzulänglichkeit gegenüber, und dennoch: so ungekannt gebrechlich.

„Da sitzt der Krebs“, sagte der Mann unmittelbar neben ihr an der Theke plötzlich, als hätte er anbei in ihren Gedanken gestöbert. Sein Blick ging leer nach draußen, an ihr vorbei aus dem Fenster. „Das ist der Anfang

vom Ende, der Krebs“, sagte er noch einmal und schüttelte, nun mit dem Ausdruck offensichtlicher Traurigkeit im Gesicht, den Kopf.

Clara sah mit einigem Entsetzen zu ihm hin. Sie war sich nicht sicher, ob sie ihn richtig verstanden hatte, der Regen an der Scheibe und auf dem Dach war von Minute zu Minute lauter geworden. Sie machte sich an ihrer ersten Zigarette die nächste an und ihr unruhiges Gehabe, ihr nervöses Inhalieren und wieder Auslassen des Rauches musste die Aufmerksamkeit des Sprechers dabei wohl auf sich gezogen haben. Er drehte den Kopf in ihre Richtung. Dabei fiel sein Blick auf die Zigarettenpackung, auf der noch auf Deutsch, mit dickem schwarzen Trauerrand, die Warnung der Gesundheitsbehörde zu lesen war: *Rauchen kann tödlich sein.*

Der Mann schien den Spruch zu verstehen, oder er kannte dessen spanischsprachige Entsprechung bereits, denn er brach mit einem Mal in ein maßloses, in ein hysterisches Lachen aus, in dem er sich nicht und nicht mehr beruhigen lassen wollte.

Einzig der Regen, das gewaltige Donnern des Unwetters, das sich nun in den Berghängen verfangen hatte, trug irgendwann sein Geplärre und Gepruste davon. Talabwärts vermutlich, wie alles mit dem Regen talabwärts ging: die Formen und die Farben.

Clara wandte sich wieder dem Fenster zu, um den Demütigungen der anderen nicht länger so bloßgestellt, so unmittelbar und in derselben Augenhöhe ausgesetzt zu sein. Dann sah auch sie zum ersten Mal den Krebs. Er saß direkt vor ihrem Gesicht an der Fensterscheibe des Tankstellenrestaurants, oder er hing vielmehr mühsam an dessen Außenseite. Suchte dort nach Halt auf der glatten Scheibe, oder zitterte

vielleicht nur noch mit zerbrochenem Panzer vor der kalten Oberfläche – sonderbar zerbrochen wirkte er hinter dem Fenster – , ein Vibrieren von sechs filigranen Beinchen und den beiden Scheren am Glas. Auch die wirkten zerschlagen und sonderbar ausgestorben, aus ihrem Innersten heraus.

Clara stieß einen spitzen Schrei aus, der für einen Moment sogar das Gewitter und das geistlose Gelächter ihres Sitznachbarn übertönte, dann löste sich das Krebschen eigentümlich langsam und leblos von der Scheibe ab und stürzte zu Boden, als wäre es niemals etwas anderes gewesen als Stein und Sand und Regenwasser.

Der nächste Krebs klatschte wüst gegen das Restaurantfenster und noch einer, immer mehr, die mit ausgebreiteten Scheren als eine Unzahl handtellergroßer und schlammbrauner Kruzifixe über das Glas zu wachsen schienen. Nebeneinander und übereinander, und nur alle paar Mal lösten sich die Krustentiere in dicken, in zur Unkenntlichkeit verballhornten Knäueln wieder von der Scheibe ab und stürzten nach hinten in die Leere, in die Blindheit des Tankstellenvorplatzes.

Es hagelte Krebse und immer dichter, immer grobkörniger wurde der Niederschlag, je länger Clara in den Regen hinausschaute. Auch andere Meerestiere schlugen nun von Zeit zu Zeit gegen die Scheibe: Muscheln, auch sie mit zerbrochenen Schalen, Krabben, kleine Tintenfischchen und schließlich die ersten wirklichen Fische. Seesterne. Quallen. Das ganze Meer, das ganze Leben, das dereinst unter der stahlgrauen Oberfläche der Biscaya gewesen war, schien nun gegen die Stadt und gegen den Berg loszubranden, als versinke er als eine letzte Insel zwischen den Fluten.

Clara hatte einmal davon gehört, dass das möglich war: tierischer Niederschlag. Blutregen. Ein Ergebnis ungewöhnlich starker Aufwinde, die dem Ort ihres Wütens entsprechend entweder Lateritstaub oder Asche oder laichende Amphibien mitsamt ihrer Froschtümpel bis weit in die Atmosphäre hinauf trugen, und erst Wochen und hunderte Kilometer später kämen sie dann als die Vorboten einer unerwarteten Apokalypse über eine unschuldige Welt.

Trotz aller Banalität, die dem so befremdlich anmutenden Phänomen zugrunde lag, befiel Clara mit einem Mal eine abscheuliche Ahnung. Mit der Zigarette in der Hand sprang sie von ihrem Barhocker hoch, meinte plötzlich, es nicht mehr im Inneren des Gebäudes aushalten zu können und rannte zur Tür ohne ein weiteres Wort zu ihrer letzten Gesellschaft im Abseits des Schankraumes.

Sie stieß die Türe auf und lief weiter, hinaus auf den Vorplatz der Tankstelle, wo das Gepoltere und Getöse des Wetters nur noch um so wilder, umso unmittelbarer war. Sie tauchte durch das Wasser und durch eine ungewöhnlich verstofflichte Gischt, die nach dem Salz roch und nach dem Seetang und nach den schlagenden und allmählich in ihrem Wirbeln erstickenden Fischen.

Alle Widrigkeiten um sie herum missachtend, tastete sich Clara bis ganz an den Rand des Tankstellenvorplatzes heran, bis dorthin, wo die Überdachung mit dem Emblem der nationalen Ölgesellschaft darauf endete und vor ihr nur noch der Regen als eine Wand von Wasser stand. Kieselsteine, oder die leeren Panzer der gefallenen Krebse spritzten kalt und nass gegen ihre Schienbeine.

Dann warf Clara ihre Zigarette hinaus in das Nichts. Sie folgte der Leuchtpur des verglühenden Zigarettenrestes mit den Augen. Sie fand in ihrer Bugwelle durch die Fluten das Dunkel noch für einen Moment lang geteilt, für einen Moment lang durchschaubar und verstand plötzlich, dass da nichts mehr zu erkennen war: keine Unterstadt mehr, nicht mehr die Oberstadt oder die Hauptstraße weiter nach Cangas de Onís und nicht mehr die Steilhänge und Vorgebirge des Peña de Cerredo, wie schon einmal an diesem Tag, am Ende der Küstenstraße. Unter den warnenden letzten Worten des Signalmanns hinter der Absperrung, und bei dem Gedanken entglitt auch ihr endlich ein leises Lächeln. Bis zu den Knöcheln stand sie im Hagelschlag der Meereswesen.

Dann verlöschte auch die letzte Glut ihrer Zigarette vor einem in Griffweite gekommenen Horizont und lediglich der Nebel, der unheimliche und Gestalten ausbrütende und sie wieder verschlingende Nebel war noch um sie herum zu sehen, als stehe sie am Grabenbruch einer allmählich in Schall und Rauch aufgehenden Welt.